

Verstehst du auch, was du glaubst?

Eine Einführung in den Heidelberger Katechismus

Sehr geehrte Damen und Herren,
zum Aperitif: eine merkwürdige Begegnung, ein verschwundenes Buch und ein kniffliger Ansatz.

Eine merkwürdige Begegnung:

Vor einer Weile abends im Fitness-Studio. Bei Pulsschlag 140 auf dem Cross-Trainer kommt Kelly, mein Fitness-Trainer, zu mir. Kelly, groß, breit, kräftig, weiß, dass ich bei der Kirche arbeite. Er erzählt mir von seinem Wien-Urlaub. „Weißt Du, Thorsten, ich habe mir da auch ein paar Kirchen angesehen - orthodoxe, katholische, evangelische. Bei Euch ist es ja eher etwas - kahl.“ Ich keuche etwas, was wie eine Antwort klingt. Versuche mit meinem wenigen Rest-Atem die Schönheit protestantischer Kargheit zu erläutern. Der Puls ist jetzt eh dahin. Dann wieder Kelly. „Eine Frage habe ich noch. Mit Bitte um eine kurze Antwort: Was ist Gott?“ Als ich am nächsten Morgen meiner Frau davon erzähle, sagt sie: „Wie, Schatz - und du bist schon wieder da?“

Meine Antwort war, glaube ich, eine typische Theologen-Antwort. Gott als das Geschehen einer schöpferischen Liebe, die das ganze Leben - Menschen, Tiere, Welt - umfasst. Eine Liebe, die im Kreuz Christi alle Werte auf den Kopf stellt. Und eine Liebe, die am Ende stärker ist selbst als der Tod.

Doch soviel ich auch geredet habe, spürte ich, dass der Frage eine Kraft innewohnte, die die Antwort nicht besaß. „Was ist Gott? Mit Bitte um eine kurze Antwort.“

Was antworten wir, wenn man uns fragt, nach der „Hoffnung, die in uns“ (1. Petr. 3,15)? Und welche Texte haben wir, die - kurz, klar, tiefgehend, verständlich - Menschen einen Zugang schaffen zu dem, worum es im Glauben geht?

Ein verschwundenes Buch:

Nun, bis vor ungefähr 50 Jahren hätte man darauf in der Kirche noch eine relativ klare Antwort gehabt. Neben Bibel und Gesangbuch galt der Katechismus als dritte Säule des gemeindlichen Lebens. Im Konfirmandenunterricht und in der Schule lernte man - je nach konfessioneller Prägung - Texte aus Luthers Kleinem oder eben dem Heidelberger Katechismus. Und die Texte tauchten auch in Seelsorge oder Gottesdienst später wieder auf. Auch früher gab es natürlich schon Kritik an den Katechismen und am katechetischen Unterricht, etwa in der Tradition der Aufklärung. Ein schönes Beispiel dafür ist etwa ein Spottgedicht von aufgeklär-

ten Kreisen aus Lemgo anlässlich der versuchten Wiedereinführung des Heidelberger Katechismus in Lippe Mitte des 19. Jahrhunderts:

"Wir wollen ihn nicht haben, den Heidelberger Kohl!
An ihm mag der sich laben, dem Schimmel schmecket wohl. [...]
Was einst war gute Speise in altvergang'ner Zeit,
Auf langer Erdenreise verschimmelt ist es heut.
Vom angebor'nen Bösen der Geist zu uns nicht spricht.
Zum Haß geschaff'ne Wesen, gottlob!, das sind wir nicht!"

Trotz solcher Kritik gehörten die Katechismen in den Generationen meiner Eltern, Großeltern, Urgroßeltern mehr oder weniger zum gemeinsamen religiösen Verfügungswissen. Man wusste, was man glaubte - oder zu glauben hatte.

Diese Zeit ist vorüber - ob man dies nun bedauern mag oder nicht. Die Katechismen sind ein weithin verschwundenes Buch. Natürlich gelten sie weiter als Bekenntnisgrundlage in unseren Kirchen, sie werden im Gesangbuch abgedruckt, man gedenkt ihrer in Jubiläumsjahren und manchmal auch im Studium oder in den Gemeinden. Ansonsten aber sind sie den „Tod der Klassiker“ gestorben: Texte von großer Dignität und Würde für die oberen Bretter im Bücherbord, mit deren Inhalt, Sprache und Gestalt die allermeisten Menschen nichts mehr anfangen können. Oder um es mit einem Zitat aus dem Roman "Die Entdeckung des Himmels" von Harry Mulisch zu sagen: "Onno hoffte, daß jetzt nicht irgendein salbungsvolles Zitat aus dem Heidelberger Katechismus kommen würde, aber glücklicherweise besaß die Versammlung dann doch genügend Takt, um davon abzusehen" (ebd., S. 320).

Katechismen stehen für normative Vorgaben, auswendig zu lernende Dogmen, eine didaktisch-kommunikative Einbahnstraße: der Pfarrer fragt, der Konfirmand antwortet.

Doch - mit den Katechismen ist eben auch eine Sprach- und Auskunftsfähigkeit des eigenen Glaubens verlorengegangen. Was antworte ich, wenn mein Kollege mich nach Gott fragt? Wie kann ich selbst meinen eigenen Glauben verstehen? Was sind Texte, die - auch in der Gemeinschaft mit anderen - Orientierung stiften, Sprachräume öffnen und der Seele Heimat geben?

Ein kniffliger Ansatz:

Ich möchte Ihnen heute einen anderen Zugang zum Heidelberger Katechismus vorstellen. Es ist ein theologisch etwas kniffliger Ansatz. Er erlaubt es aber, dass man weder modernistisch den Text zum theologisch alten Eisen legen muss. Noch dass man ihn konservativ einfach

nur immer wieder treu wiederholt und so über die Zeit zu retten versucht. Es ist aber vor allem ein Ansatz, der dem Anliegen des Textes m.E. in besonderer Weise gerecht wird.

Die Idee dabei ist, dass man den Katechismus nicht nur von seinem Inhalt her liest (in der Sprache der Zeichentheorie also nicht nur auf die „Semantik“ achtet). Sondern, dass man sich auch anschaut, wie er spricht und warum er das so macht (in der Sprache der Zeichentheorie also auch auf die „Syntax“ achtet, die Strukturen, und vor allem auf seine Pragmatik, also die Wirkabsicht).

Die Pointe des Heidelberger Katechismus ist es m.E., dass er eine Anleitung zu eigenem, eigenverantwortlichem Verstehen des Glaubens sein will. Er will nicht, dass man ihn einfach „nachbetet“, sondern dass man sich hineinnehmen lässt in einen Prozess eigenen Glaubensdenkens.

Deswegen kommuniziert er seine eigenen Konstitutionsbedingungen - um die Leser/innen nicht einfach nur passiv rezipieren zu lassen, sondern zum aktiven Subjekt zu machen.

Darin liegt übrigens einer der wesentlichen Unterschiede des Heidelberger Katechismus zu Luthers Kleinen Katechismus. Luther hat in seinen kleinen Katechismus einen sprachlich beeindruckenden Memoriertext geschaffen. Die theologische Bedienungsanleitung aber hat er in den Großen Katechismus ausgelagert - für die Pfarrer, Lehrer und Hausväter. Der Heidelberger Katechismus fasst dagegen beides in einen Text. Er will also nicht nur wie Luther, dass die Glaubenden verstehen, was sie glauben. Sondern er will darüber hinaus, dass sie auch verstehen, *warum* sie glauben, was sie glauben. Das ist ein ambitionierterer Ansatz, der dem Einzelnen einiges abverlangt. Aber es ist auch ein Ansatz, der die Individualität und das Subjektsein jedes Christenmenschen hochschätzt und einen „Pluralismus aus Glauben“ zu denken erlaubt. Dazu nachher mehr.

Im Folgenden möchte ich nun versuchen, Ihnen diesen Ansatz vorzustellen, die drei wesentlichen Grundzüge des Glaubensdenkens im Heidelberger Katechismus. Dabei werde ich von den ersten drei Fragen des Katechismus ausgehen. Es geht dabei um Trost, Verstehen und Gewissheit als Grunddimensionen evangelischen Glaubens. Zum Schluss werde ich dann noch einmal skizzieren, was das Ganze austrägt für die Frage von Kelly - und für andere Gespräche außerhalb des Fitness-Studios.

Doch nun zum Hauptgang:

Trost, Verstehen und Gewissheit

1. Trost - oder: die große Frage des Lebens

Das Schöne am Heidelberger Katechismus ist, dass er nicht nur mit der Tür ins Haus fällt, sondern auch gleich die ganze Türzarge dabei mitnimmt. „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben?“ Es geht nicht um dies und das, sondern um den *einigen* Trost - im Leben und im Sterben. Drunter macht er's nicht.

Diesen katechetischen Ansatz nennt man analytisch, weil er das gesamte Glaubensdenken von einem bestimmten, zentralen Punkten her entfaltet. Die Alternative dazu ist der synthetische Ansatz etwa wie in Luthers Kleinem Katechismus, in dem die fünf Hauptstücke (Zehn Gebote, Glaubensbekenntnis, Vater unser, Taufe und Abendmahl) einfach neben einander gestellt und nach einander entfaltet werden.

Indem der Heidelberger Katechismus auf diese andere Weise einsetzt, macht er deutlich, dass wir nicht irgendwie eine Summe von verschiedenen Dingen glauben. Sondern dass es im Glauben immer um die *eine, große Frage* geht - die Frage nach dem Heil, dem Ziel, dem Sinn des Lebens geht. Er konzentriert damit alles, was noch kommt, auf das Evangelium. Oder anders formuliert: wenn Du nicht weißt, was Christus, Kirche, Taufe, Sünde mit dem Sinn und Ziel Deines Lebens zu tun hat, dann hat es auch nichts mit Deinem Glauben zu tun.

Diese Konzentration auf das Evangelium führt der Heidelberger Katechismus dann konsequent durch. So fragt er etwa bei der Auslegung des Glaubensbekenntnisses nicht nur einfach erläuternd wie Luther „was ist das“ oder „was heißt das“. Sondern er spitzt das immer wieder zu: „was nützt es dir, was hilft es dir, was tröstet dich das“. Und er fragt so gerade auch an solchen Stellen, die schwierig sind oder die als objektive „Dogmen“ mit dem einzelnen vermeintlich nicht viel zu tun haben: Welchen Nutzen bekommst Du aus der Erkenntnis der Vorsehung Gottes (Frage 28)? Was nützt uns die Jungfrauengeburt, die Auferstehung, die Himmelfahrt Christi (Frage 36, 45, 49)? Was tröstet dich die Wiederkunft Christi zum Gericht (Frage 52)? Mit Melanchthon formuliert: „Christus erkennen, heißt seine Wohltaten zu erkennen.“

Dahinter steht etwas, was man als relationalen Denkansatz des reformatorischen Glaubens bezeichnet: wir können Gott nicht verstehen, wenn wir ihn nicht als den verstehen, der uns unbedingt und heilsam angeht. Und wir können uns als Menschen nicht verstehen können, wenn wir uns nicht als die verstehen, die von Gott unbedingt und heilsam bestimmt sind. Die Erkenntnis Gottes und des Menschen gehören unlösbar zusammen.

Der Heidelberger Katechismus findet nun auf diese Fragen nach Nutzen, Hilfe, Trost wunderschön formulierte Antworten. Als Beispiel die Frage 28:

„Frage: Was bekommen wir mehr für Nutzen aus der Erkenntnis der Schöpfung und Vorsehung Gottes?

Antwort: Dass wir in aller Widerwärtigkeit geduldig, in Glückseligkeit dankbar und aufs Zukünftige guter Zuversicht zu unserem getreuen Gott und Vater sein sollen, dass uns keine Kreatur von seiner Liebe scheiden wird, dieweil alle Kreaturen also in seiner Hand sind, dass sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen noch bewegen können.“

Geduldig in schweren Zeiten, dankbar in schönen und zuversichtlich im Blick auf das, was Gott in Zukunft noch mit uns vorhat. Ein - wie ich finde - wunderschöner Dreiklang für eine evangelische Einstellung zum Leben.

Die Konzentration auf das Evangelium führt der Heidelberger Katechismus dann auch in den anderen Teilen durch: etwa indem er die Auslegung der Sakramente immer wieder auf die Vergewisserung der Heils zurückbezieht. Oder indem er die gesamte Auslegung der Zehn Gebote unter die Überschrift der Dankbarkeit stellt. Immer geht es um die *eine, große Frage des Lebens*, die Frage nach Heil, Sinn und Ziel.

Interessant ist nun allerdings, wie der Heidelberger Katechismus diese Frage formuliert. Er fragt nämlich, anders als etwa Calvin im Genfer Katechismus, gerade nicht nach dem Ziel oder Sinn des Lebens. Und er wählt auch nicht Formulierungen, wie wir sie vielleicht heute für die *große Frage des Lebens* wählen würden: nach Glück, Erfüllung, innerer Zufriedenheit. Er wählt den eigentümlichen Begriff des Trostes.

„Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben?“

Der Begriff Trost meint von seiner sprachlichen Herkunft her dabei mehr als nur Tröstung. Es schließt etwas ein, was bei uns noch in den verwandten, alten Worten der „Traute“ und des „Trotzes“ enthalten ist. Es geht demnach um Lebenstraute, Todestrotz, Sterbenstrost.

Was ist es, das dich mutig leben, dem Tode trotzen und getrost sterben lässt? Der Theologe Paul Tillich sprach hier einmal vom „Mut zum Sein“.

So eigentümlich die Formulierung der Frage ist, so eigentümlich ist auch die Antwort, die der Katechismus dann darauf gibt. Das, was mich mutig leben und getrost sterben lässt, ist:

„Dass ich nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin [...]“

Es ist eine ganz ähnliche Zuspitzung, wie sie auch Luther in der Auslegung des Glaubensbekenntnisses im Kleinen Katechismus wählt: „dass Jesus Christus sei mein Herr“. Eine Neuformulierung des alten urchristlichen Bekenntnisses „Christus Kyrios“ (Röm 10,9), Christus ist Herr. Die ganzen folgenden 128 Fragen sind ein Versuch, diesen kleinen Satz auszulegen.

Nun ist die Gefahr bei solchen pointierten, kurzen Glaubensaussagen, dass sie in einer schrecklichen erhabenen frommen Richtigkeit erstarren. Man muss sie gleichsam wieder in einen flüssigen Aggregatzustand versetzen, damit klar wird, wieso an ihr wirklich der Mut zum Leben und der Trost gegen den Tod hängen.

In der Formulierung von Frage 1 ist die Gefahr einer solchen frommen Erstarrung durchaus bewusst und es wird versucht, sie kommunikativ zu unterlaufen. Das „nicht mein“ macht deutlich, dass es überhaupt nicht selbstverständlich ist, dass Lebensmut und Sterbenstrost gerade darin begründet sein sollen, dass ich jemand anderes eigen bin. Es ist eine paradoxe Aussage - wider allen Augenschein und wider das Selbstverständnis des Menschen.

Es ist die Behauptung, dass wir als Menschen exzentrische Wesen sind. Dass wir unsere Mitten außerhalb unser selbst haben - in Gott. Und dass ich mir selbst, meinem Leben gerade nicht gerecht werde, wenn ich ganz auf mich selber ziele.

Das „Jesus Christus eigen sein“ ist so etwas wie der archimedische Punkt für ein Ich, das ständig um sich selbst kreist und sich darin selbst erschöpft. Und es widerstreitet der Illusion, als gäbe es einen herrschaftsfreien Raum, indem der Mensch einfach ganz bei sich sein könne und darin seine Bestimmung fände.

Es gibt noch eine ganz Reihe von anderen Bildern und theologischen Vorstellungen, mit denen im Katechismus das Heil umschrieben wird: etwa als „loskaufen“, „erlösen“, „einleiben“, „teilhaftig machen“, „vergeben“, „rechtfertigen“. Manche von diesen Sprachformen sind uns zwar aus der Tradition bekannt, aber heute fremd, etwa die sehr juristisch formulierte Satisfaktionslehre in Frage 12-18. Entscheidend ist auch nicht, dass wir das einzelne „Sprachspiel“ heute so noch genauso formulieren. Jede Zeit muss ihre eigene Sprache finden, um die große Frage des Lebens auszudrücken.

Wichtig ist, dass wir - immer wenn wir vom Glauben reden - den Bezug auf das Heil, den eigenen Trost, die große Frage mitdenken. Ansonsten reden wir *über* alles Mögliche, aber nicht *vom* Glauben. Das ist die erste zentrale Anleitung für das Glaubensdenken im Heidelberger Katechismus. Mit ihr hängt die zweite zusammen.

2. Verstehen - oder: die Grammatik christlichen Glaubens

Auch wenn wir das Evangelium in anderen Sprachspielen fassen, so gilt es die Logik, die Grammatik des Glaubens zu verstehen. Der Katechismus führt - an Hand der Rechtfertigungslehre - in eine Fülle fundamentaler Unterscheidungen ein, ohne die man theologisch sprich-

wörtlich leicht in Teufels Küche landet. Diese Differenzierungen tauchen wie in einer Sprachenschule immer wieder auf und werden so eingeübt und gefestigt. Wenn Sie den Katechismus einmal in größeren Passagen lesen, dann werden Sie merken, dass er ein unwahrscheinlich systematischer, durchstrukturierter Text ist. Zu diesen Unterscheidungen gehört etwa die von Gott und Mensch; von Schöpfer und Geschöpf; von Erlösung und Vollendung; von schon jetzt und noch nicht; von Glauben und Werken.

Exemplarisch für die Einübung in solch ein differenziertes Glaubensdenken steht die Frage 2: „Frage: *Wieviel Stücke sind dir nötig zu wissen, daß du in diesem Trost seliglich leben und sterben mögest?*

Antwort: Drei Stücke, erstlich, wie groß meine Sünde und Elend seien, zum andern, wie ich von allen meinen Sünden und Elend erlöset werde, und zum dritten, wie ich Gott für solche Erlösung soll dankbar sein.“

Der Dreiklang von Elend, Erlösung, Dankbarkeit bestimmt den Aufbau des Heidelberger Katechismus und gehört zu den besonderen Markenzeichen des Textes. Ein paar Worte zum Aufbau des Katechismus und zu den theologischen Pointen, die in ihm stecken.

Mit Elend wird der erste Teil von Frage 3-11 überschrieben, in dem es um die Lehre vom Menschen, insbesondere von der Sünde geht. Nun hat der Begriff „Elend“ hat nach unserem Sprachempfinden ja einen elenden Klang. Und entsprechend sind auch die Ausführungen in diesem Teil oft auf harte Kritik gestoßen. Der Mensch werde hier klein geredet, schlecht gemacht, rein negativ gesehen. Sie erinnern sich an das Gedicht vom Anfang.

Ich glaube aber, dass ein Problem kirchlicher Rede heute vielmehr darin besteht, dass wir überhaupt nicht mehr richtig von Sünde reden können. Zugespitzt formuliert sind wir irgendwie immer alle von Gott angenommen, aber worin eigentlich das Problem besteht, bleibt unklar. Kirchliche Predigt ist langweilig, wenn sie - im Blick auf die Sünde - harmlos bleibt und in ihr nichts wirklich auf dem Spiel steht. Oder anders gesagt: für ein bisschen Gutmensch-Moral und den Einsatz für Stromsparlampen hätte Christus nicht am Kreuz sterben müssen. Das wäre auch einfacher zu haben gewesen. Bei der Sünde geht es nicht darum, den Menschen schlecht zu machen, sondern die tiefe Herausforderung zu begreifen, dass das Leben eines der Schönsten, aber eben auch eines der Schwierigsten ist, die es gibt.

Das Anliegen von Frage 3-9 ist entsprechend nicht eine negative Anthropologie, sondern eine radikale Existenzanalyse. Entscheidend ist es, dass man Sünde dabei nicht als moralische Größe versteht, sondern als Bruch, Riß, Scheitern menschlicher Existenz. Der Begriff „Elend“ meint ja ursprünglich „e - lend“, also „aus dem Land“, aus der Heimat zu sein - die Erfahrung

radikaler „existentieller Entfremdung“. Es ist Ausdruck der schicksal- und schuldhaften Erfahrung, dass wir als Menschen nicht die sind, die wir sein sollten. Es geht nicht um irgendwelche kleinen oder großen moralischen Vergehen, sondern um ein radikales Scheitern angesichts der unbedingten Liebe Gottes. Erst so versteht man das Anliegen dieser Fragen m.E. richtig.

Der zweite Teil „von der Erlösung“ reicht von Frage 12 - 85 und ist der längste und wichtigste Abschnitt des Katechismus. Er handelt vor allem vom Glaubensbekenntnis und den Sakramenten. Als überleitende Abschnitte dienen dabei die bereits angesprochene Satisfaktionslehre (12-19), die Rechtfertigungslehre (59-64) und die Lehre von der Buße (83-85).

Der dritte Teil, die Ethik, ist markanter Weise unter den Begriff der „Dankbarkeit“ gestellt und umfasst die Auslegung der Zehn Gebote und des Vaterunsers.

Die eigentliche theologische Schlüsselfrage für den gesamten Katechismus ist dabei die Frage 21, „Was ist wahrer Glaube?“. Wenn man diese Frage verstanden hat, hat man m.E. verstanden, worum es dem Heidelberger insgesamt geht.

Die besondere Funktion und Bedeutung dieser Frage wird deutlich, wenn man die Tiefenstruktur des Textes erkennt, nämlich die der antiken Rede.

Nach der Einleitung in Frage 1-2, kommt die Erzählung (die narratio) in 3-19, also die Geschichte des alten und neuen Menschen, von Sünde und Erlösung. Auffällig ist, dass in den ersten 19 Fragen kein einziges Mal von Glaube oder Glauben die Rede ist. Erst in Frage 20 wird der Begriff eingeführt und er bestimmt ab dann den ganzen weiteren Argumentationsgang (die argumentatio in 20-119): das Apostolicum lehrt den Inhalt des Glaubens, bei den Sakramenten geht es um die Vergewisserung des Glaubens, die Zehn Gebote spiegeln die Wirkung, die Früchte des Glaubens. Im Schlussteil der Rede schließlich (der peroratio, 120 - 129) wechselt der Katechismus den Stil, das Genus, der Rede und geht bei der Auslegung des Vaterunsers wunderschön von der Reflexion des Glaubens in das Gebet, also den Vollzug des Glaubens über. Es ist der Wechsel der Rede „von“ Gott zur Rede „mit“ Gott. Das Nachdenken über den Glauben kommt erst dort zum Ziel, wo es an diese Schwelle heranführt.

Nun aber zu der Schlüsselfrage 21. Sie ist deshalb so wichtig, weil hier versucht wird, das Wesen des Glaubens zu beschreiben:

Frage: Was ist wahrer glaub?

Antwort: Es ist nicht allein ein gewisse Erkenntnis, dadurch ich alles für wahr halte, was uns Gott in seinem Wort offenbart hat, sondern auch ein herzliches Vertrauen, welches der Heili-

ge Geist durchs Evangelium in mir wirkt, dass nicht allein anderen, sondern auch mir Vergebung der Sünden, ewige Gerechtigkeit und Seligkeit von Gott geschenkt sind aus lauter Gnaden allein um des Verdienstes Christi willen.

Nun, die Antwort ist zumindest nicht unterkomplex. Und man spürt wieder das Anliegen des Katechismus, den Glauben systematisch strukturiert zu vermitteln.

Drei zentrale Wesenszüge des Glaubens werden hier benannt.

Erstens die *Erkenntnis*: Folgt man dem Heidelberger Katechismus, so ist das Sprichwort „Glauben heißt nicht Wissen“ theologischer Nonsens. Im Glauben geht es immer auch um Erkenntnis, um Wissen. Und es ist kein Zeichen besonderer Frömmigkeit, das eigene Denken Gott oder dem Glauben zu opfern (das sogenannte *sacrificium intellectus*). In aller Regel opfern wir es dann nämlich nicht Gott, sondern einer eigenen religiösen Vorstellung. Die Formel „je frommer, desto dümmer“ ist Kennzeichen des religiösen Fundamentalismus. Für den evangelischen Glauben dagegen gehört das Denken, der Intellekt zu den guten Gaben Gottes, die mit in Glauben hineingenommen sind. Deshalb eben das starke Bemühen des Katechismus um das Verstehen.

Der zweite Wesenszug ist das *Für wahr halten*: Glaube hat eben nicht nur mit Verstehen, sondern auch mit Gewissheit zu tun. Das ist der Grundbezug, um den es nachher im dritten Teil gehen wird. Im Zentrum steht dort die Frage, was die Erkenntnis des Glaubens begründet. Ob es denn wahr ist. Eine Bekannte hat das einmal so ausgedrückt: „Das mit dem Glauben und den biblischen Geschichten verstehe ich. Und es klingt sehr schön. Aber woher weiß ich, dass das Ganze nicht nur ein schönes Märchen ist.“ Für den Heidelberger Katechismus hängt diese Gewissheit des Glaubens mit dem Wort Gottes zusammen. Dazu wie gesagt gleich ausführlicher.

Der dritte und wichtigste Wesenszug des Glaubens ist schließlich das *herzliche Vertrauen*. Es ist der existentielle Sprung, das ganze eigene Leben und Sterben von Gott her zu denken, sich im wörtlichen Sinne auf Gott hin zu verlassen und in der großen Frage des Lebens nicht auf sich selbst zu starren, sondern sich einfach beschenken zu lassen. Der Katechismus beschreibt das Geschenk mit großen, schweren Begriffen: „Vergabung der Sünden, ewige Gerechtigkeit und Seligkeit“. Auch wenn wir das heute anders formulieren müssen, drunter dürfen auch wir es nicht machen. Es geht darum, dass das Leben mit seinen vielen großen und kleinen Leiden heil wird, dass die Welt insgesamt ins Reine kommt, dass es mehr gibt, als es gibt, dass es am Ende gut ausgeht - für unsere ganze Schöpfung - und dass der Tod nicht das letzte Wort haben wird. Um diese Größe des Geschenks geht es.

Das Vertrauen, dass dies aber nicht nur irgendwie allgemein gilt, sondern auch für mich (pro me), ist etwas, das kein Mensch machen kann, so sehr er sich darum bemüht. Und es ist wichtig, das zu betonen. Das herzliche Vertrauen ist allein ein Werk des Heiligen Geistes in uns. Und deshalb darf man auch keinem anderen Menschen den Glauben missionarisch aufdringen. Wir können und sollen so leben, reden und handeln, dass das Evangelium für andere interessant wird. Aber dass „geistlich der Groschen“ fällt, dass es Klick macht und man die Welt mit anderen Augen sehen kann - aus der Sicht der unbedingten, sich selbst hingebenden Liebe Gottes -, das können weder wir noch ein anderer Mensch machen.

Auch das Glauben *können* ist reines Geschenk. „Christ sein“, so hat es ein Theologe einmal pointiert ausgedrückt, „heißt, sich etwas schenken lassen können“.

Um diesen Geschenkcharakter des Glaubens zu vermitteln, bezieht der Katechismus alle Fragen immer wieder auf das Evangelium zurück, so wie im ersten Teil beschrieben.

Doch nun zum dritten Teil.

3. Gewissheit - oder: Mehr als ein Märchen.

Neben der Konzentration auf den Trost des Evangeliums und dem Bemühen um Verstehen durch eine systematische Entfaltung ist die Orientierung an der Schrift der dritte Grundzug des Glaubensdenkens im Heidelberger Katechismus. Das Anliegen dabei ist es, dem Glauben die tiefe existentielle Gewissheit zu vermitteln - dass die Sache mit Jesus Christus eben mehr ist als ein schönes Märchen. Dass vielmehr das, wovon hier die Rede ist, so verlässlich ist, dass man darauf mutig leben und getrost sterben kann.

Exemplarisch für dieses Bemühen um Gewissheit aus der Schrift sind die Fragen 3 und 19, die zusammen die Erzählung in 3-19 rahmen:

Frage 3: „Woher erkennst Du Dein elend? Antwort: Aus dem Gesetz Gottes.

Frage 19: „Woher weißt Du das (also das Jesus Christus der alleinige Mittler zwischen Gott und Mensch ist)?

Antwort: Aus dem heiligen Evangelium, welches Gott selbst anfänglich im Paradies offenbart hat, folgend durch die heilige Erzväter und Propheten hat verkündigen lassen und durch die Opfer und andere Zeremonien des Gesetzes vorgebildet, endlich aber durch seinen eingeleibten Sohn erfüllt.“

Gesetz und Evangelium, das Wort Gottes als radikaler Anspruch und unbedingter Zuspruch: Das ist letztlich die Quelle der Glaubensgewissheit.

Für unser Verständnis heute sind dabei verschiedene Aspekte am Heidelberger Katechismus aufschlussreich.

Interessant ist zunächst, dass im Katechismus nicht einfach gesagt wird: „Woher weißt Du das? Aus der Bibel“. Das Wort Bibel kommt in dem Text überhaupt nicht vor. Statt dessen werden in sehr differenzierter Weise unterschiedliche Begriffe gebraucht:

- „*Wort Gottes*“: wenn von der Erfahrung die Rede ist, dass Gott sich dem Menschen offenbart und ihn durch seinen Geist anspricht - Predigt und Sakrament.

- „*Schrift*“: wenn ein förmliches Zitat aus der Bibel eingeleitet wird;

- „*Evangelium*“: wenn es inhaltlich um die Verheißung, die „Trost-Botschaft“ geht, die der Geist dem Glauben vermittelt;

- „*Gesetz*“: wenn es um den normativen, fordernden Charakter des Wortes Gottes geht - als „Spiegel“ für die Sünde wie als „Regel“ für die guten Werke als Früchte des Glaubens

Was folgert daraus? Zum einen: Die Bibel ist keine plane Größe, sondern ein in sich spannungsvolles Buch - ein lebendiges Streitbuch, kein starres Lehrbuch. Oder anders formuliert: Dass es vier Evangelien gibt ist kein redaktionelles Mißgeschick, sondern Ausdruck einer Gott gegebenen Vielfalt aus Glauben.

Zum anderen: Die Bibel ist kein Inhalt des Glaubens - weder im Glaubensbekenntnis noch im Katechismus. Sie ist vielmehr ein Medium des Glaubens. Wir glauben also nicht *an* die Bibel, sondern *mit Hilfe* der Bibel: insofern Gottes Geist uns durch die Predigt der Texte anspricht und Gott sich uns durch sie - unbedingt zusprechend und radikal fordernd - offenbart.

Interessant ist dann weiterhin, dass der Heidelberger Katechismus nicht nur eine dezidiert biblische Sprache spricht, sondern vor allem am Rand zu jeder Antwort eine Fülle von Schriftstellen anführt, die zwischen den verschiedenen Ausgaben des Textes allerdings deutlich abweichen. Auf diese Weise entsteht eine Wechselbeziehung zwischen Katechismus und Heiliger Schrift, in der der Katechismus einerseits interpretativ in die Schrift einführt und sich andererseits immer wieder selbst am Zeugnis der Schrift prüfen lassen will. Das ist wichtig, weil die Frage existentieller Gewissheit eben nicht mit dem formalen Hinweis beantwortet werden kann: „weil es in der Schrift steht“. Das wäre etwa so, wie wenn ich sagen würde: - „Witz 63“ - und Sie würden alle lachen. Nein, es geht darum, dass sich einem durch die Schrift selbst die Pointe erschließen muss, dass der „Witz des Evangeliums“ bei einem zünden muss. Erst so - durch das innere Zeugnis des Heiligen Geistes - ist die tiefe Gewissheit des Glaubens zu erlangen.

Auch hier nimmt sich der Katechismus selbst zurück, weil er den Glaubenden nicht einfach belehrt, sondern ihn über sich selbst hinaus verweist. Der Glaubende wird als aktives Subjekt ernst genommen und auf die eigene Begegnung mit Gottes Wort in der Schrift verwiesen.

Ganz am Ende des Katechismus schließlich wird die Frage der Glaubensgewissheit noch einmal aufgenommen. Es ist der - wie ich finde - wunderschöne Schlusspunkt der gesamten Glaubensauslegung im Katechismus. Und ich finde ihn deshalb theologisch so schön und stark, weil sich hier ein tiefer Grund der Glaubensgewissheit spiegelt, der selbst das eigene Fühlen und Empfinden übersteigt:

Frage: Was bedeutet das Wörtlein „Amen“?

Antwort: Amen heißt, das soll war und gewiß sein, denn mein Gebet ist viel gewisser von Gott erhört, als ich in meinem Herzen fühle, dass ich solches von ihm begehre.

Nicht mein kleines, immer wieder zweifelndes, schwankendes Empfinden ist das Maß der Gewissheit, sondern die Verheißung Gottes. Und deren Gewissheit übersteigt selbst die Intensität, mit der ich mir das Heil wünsche und ersehne. - Darauf lässt sich leben und sterben.

Das Dessert: der Katechismus, die Kirche - und Kellys offene Frage

Nun, seit unserem Umzug von Hannover nach Darmstadt bin ich nicht mehr im Fitnessstudio. Wenn ich Kelly aber das gesagt hätte, was ich Ihnen vorgetragen habe, seine Antwort wäre gewesen: „Thorsten, ich glaube, Du musst noch einmal eine Runde laufen.“

Eine Frage, die mich in der letzten Zeit immer stärker beschäftigt ist: Woran liegt es eigentlich, dass wir in der Kirche eine schöne, kluge, differenzierte Theologie haben. Eine Theologie, die unsere Kirche staatstragend macht bis zum Umfallen. Dass wir als Kirche aber für viele Menschen geistlich schlicht langweilig, uninteressant, irrelevant geworden sind.

Zum Schluss deshalb ein paar Thesen zum Einstieg in die weitere Diskussion:

1. Das eigentliche Problem, das unserer Kirche hat, ist nicht finanzieller Art - oder dass wir weniger, ärmer und älter werden. Wir haben ein echtes theologisches Problem. Die meisten Menschen nehmen uns unsere „geistliche Kernkompetenz“ nicht mehr ab - dass wir wirklich etwas Relevantes zu sagen haben, was ihnen hilft, mutig zu leben und getrost zu sterben. Und das ist ein echtes Problem.

2. Was wir brauchen, ist „mehr Theologie wagen“. Und eine andere Theologie zu wagen. Eine Theologie, die die klugen Differenzierungen unserer Mütter und Väter im Glauben aufnimmt. Und die zugleich den Mut hat, wirklich etwas Eigenes, für die Menschen Relevantes zu sagen. Wir brauchen Pfarrer/innen, die sich um Gottes und der Menschen willen aus dem Fenster lehnen. Wir brauchen Orte, an denen diese Theologie entstehen kann. Und wir brauchen Texte, die Menschen Denk- und Sprachräume eröffnen, um den eigenen Glauben selbstständig zu reflektieren: bezogen auf das Evangelium - systematisch durchdacht - orientiert an der Schrift.

3. Diese Aufgabe können die Katechismen so nicht mehr leisten. Ein einfaches „nimm und lies“ funktioniert mit ihnen nicht. Sie haben vielmehr die Aufgabe von einer Art „Muttertexten“ des Glaubens. Sie können - für im Glauben Geübte - in die Grundlogik eigenen Glaubensdenkens einführen. Und sie können so helfen, eine theologische Sprachkompetenz für verschiedene Frömmigkeitsdialekte und religiöse Zielgruppen zu erwerben.

4. Entgegen einer langen Tradition, in der nur auf den Inhalt geschaut wurde, gilt es dabei die kommunikative Zielsetzung des Heidelberger Katechismus zu beachten. Er führt in einen prinzipiell unabschließbaren Prozess eigenständigen Glaubensdenkens. Und er zielt so auf einen bewussten „Pluralismus aus Glauben“. Das hat nichts mit Relativismus oder Beliebigkeit zu tun, sondern mit einer Bejahung gottgebener Vielfalt - auch im Ausdruck und Verständnis des Glaubens.

5. Der Heidelberger Katechismus leitet zu einem wirklichen Dialog, zu einer echten theologischen Auseinandersetzung an. Und er ist als Gesprächspartner m.E. gerade da interessant, wo er im Sinne einer Diskurskritik viele von unseren theologischen Denkweisen in Frage stellt. Etwa die schreckliche Verharmlosung Gottes zum persönlichen Oberschutzengel, den Verlust der Ewigkeitsdimension oder das Ausdriften von individueller Seelen-Frömmigkeit hier und ethischer Weltverantwortung dort. Es braucht beides das Beten und das Tun des Gerechten.

Ein Autor hat einmal gesagt: *„Es gibt Texte, die sind wie ein Musikstück, das ein Musiker immer und immer wieder spielt, bis er es zum ersten Mal wirklich hört.“* Ich glaube, dass der Heidelberger Katechismus zu dieser Art von Texten gehört. Vielen Dank, dass Sie sich dafür die Zeit genommen haben. Ich hoffe, dass etwas von ihm zum Klingen kam. Vielen Dank.